

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 44.

Mittwoch, den 4. März.

1914

12]

Gylldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

Jetzt beugt sie sich über das eigene Kind in der Wiege: „Es ist wohl in der Ordnung, daß Du auch ein Tröpfchen kriegst, wo ich nun einmal aufgeklopft habe!“

Sie wendet sich zu Niels, der Pers und Sophies Kind in den Schlaf zu lullen sucht: „Es ist doch gut, daß man wenigstens nur eins aufs mal kriegt,“ sagt sie. „Wische — Wische — lul . . .“

Sie erhebt sich und knöpft die Taille zu. „Jetzt muß ich mich schnell nach Jens' Kindern umsehen, ehe sie das Haus abbrennen, und ich versprach auch bei Palle's vorzuschauen.“

Die Tageshelle erlischt mit der untergehenden Sonne und die Schatten der Dämmerung schleichen vom Walde und dem ganzen Gylldholmischen Gebäudekomplex heran und verschlingen die kleinen, grauen Häuser.

Wer hier ein Heim hat, sucht es auf vor Anbruch der Nacht.

Zuerst kommen die großen Kinder aus der Schule und trippeln in der Dunkelheit über den gefrorenen, holperigen Erdboden. Und sobald sie angekommen sind, erhebt sich eine ganze Reihe von Fenstern.

Einige Stunden später erklingen die schweren Schritte der Männer und das unsichere Vorwärtstasten alter, steifer Beine.

Zuletzt kommen die Frauen vom Melken.

Pers Holt findet seinen Jungen bei den Kindern des roten Jens. Sie geben nach Haus, wo Pers Feuer macht und den Kaffeekessel in den Ofen stellt.

Als Pers und Sophie vor ihrem schwarzen Kaffee und Schwarzbrot sitzen, sagt er: „Der Kammerherr sprach heute mittag mit mir.“

„So? Was wollt er denn von Dir?“

„Er fragte, ob ich nicht Lust hätte, ins Weidenhäuschen zu ziehen. Es würde wohl zum Frühjahr leer werden.“

„Und was hast Du geantwortet?“

„Was zum Teufel sollt' ich denn damit?“ Er beißt mit den prächtigen weißen Zähnen in die dicke Brotscheibe.

Nach einer Weile sagt sie kauend: „Ja, aber Pers, wär' es denn nicht ganz nett, ein paar Kühe zu haben?“

„Dann müßte ich tags auf dem Gute schlafen und nachts zu Hause! Na, weg damit . . . Teufel auch, ist der Kaffee heiß!“

Nach einer Weile meint Sophie doch: „Wolle und Waren standen sich so gut im Weidenhäuschen.“

„Ja, so 'ne Laufgesellschaft! Nein! hier ist die Sache so einfach, — wenn wir fertig sind, dann sind wir fertig.“

„Ja — ja“, Sophie gähnt — „es mag ja auch viel Schererei dabei sein.“

Nach der Mahlzeit pfeift Pers eine Melodie und lärmt und spielt so lange und so derb mit dem Jungen, bis der Kleine zuletzt zu weinen anfängt.

Du bist ein richtiger Waschlappe“, sagt er und wirft ihn aufs Bett.

Nach einer Weile geht er aber doch wieder zum Jungen hin und schmeichelt ihm, bis er lacht, und seine schwarzen Augen strahlen, so oft der Kleine herzlich mit den Beinen strampelt.

Da öffnet sich die Tür. Es ist Kutscher Niels, der Materialkutscher, der da kommt.

Wie immer, ist er gut frisiert, die grauen Haarlocken sind sorgfältig an den Ohren vorgeschoben und der Knoten des Halstuchs ist derart, daß ihn nicht viele so gut zu binden verstehen wie Niels.

Doch ist er tief betrübt.

Die Runzeln und tiefen Falten seines Gesichts zeugen von Kummer und schweren Gedanken, wenn auch sein ursprünglich fröhliches Gemüt noch immer hindurchschimmert.

Sorgen und Mißgeschick sind es, die diese Furchen gegraben haben, so wie auch eine raue Bitterung eine ursprünglich milde Natur verwüsten kann.

Ein Weibchen sitzt er zögernd da, als würde es ihm schwer sein Anliegen vorzubringen. Dann sagt er: „Jetzt hat der Burische bekamt. Also war er's doch, der Deine Uhr genommen hat!“

Pers weiß nicht recht, was er darauf antworten soll. „Suu — ja — — er war es wohl.“

„Es ist hart, wenn die Kinder sich so vergessen, könnt ihr glauben!“ seufzt Niels und senkt den Kopf.

Pers und Sophies Augen fallen auf seinen gebeugten Rücken. Der verblichene hintere Teil seiner Weste hat einen dunkleren Fleck und sie wissen, daß er den selbst eingeseht hat, denn so sauber kann seine Frau es nicht machen. Er tut ihnen so leid, denn sie mögen Kutscher Niels gern leiden. Doch jagen sie nichts.

Und es ist, als könnten seine traurigen Worte noch immer fort in der sie umgebenden Stille.

„Die Uhr ist kaputt und nichts mehr wert!“

„Na ja, Niels — das ist ja auch nicht so schlimm.“

„Doch, doch — ich hab' mir gedacht, ich wollte Dir zehn Kronen als Entschädigung geben, wenn Du damit einverstanden bist.“

„Nein, laß das, Niels. Du hast eine große Familie, — kümmer Dich nicht darum, Niels!“

„Ich bin arm, Pers, aber ehrlich bin ich, soweit ich's sein kann!“

„Ich will keinen roten Heller von Dir haben, Niels!“

Doch Niels fährt in seinem ruhigen, traurigen Ton fort: „Was Recht ist, muß Recht bleiben. Er ist mein Junge, und daher muß ich dafür büßen. Aber mehr als eine Krone alle vierzehn Tage kann ich nicht gut entbehren, Pers. Bist Du damit zufrieden?“

Pers streckt die Hand aus, legt sie ihm sanft auf die Schulter und sagt herzlich: „Du sollst gar nicht mehr daran denken, Niels!“

Kutscher Niels sitzt und ringt die Hände.

„Ach, ja — erst quält man sich ab, um sie groß zu ziehen, und nachher muß man so was erleben!“

Und immer noch sitzt er und ringt die Hände.

Dann steht er auf, um heimzukehren in das alte Forsthaus, in das er hineingezogen, um mit seiner Familie mehr für sich zu sein.

Beim Gutenachtgessen hellet sich für einen Augenblick sein sorgenvolles Antlitz etwas auf.

Pers und Sophie aber haben die Empfindung, als hätte der Ernst des Lebens sie gestreift.

Sie umgeben ihre eigenen beiden Kleinen mit ganz besonderer Sorgfalt und Liebe — und dann begeben sie sich schweigend zur Ruhe.

7.

In den Gylldholmer Kätnerhäusern herrscht ein ungewohntes Leben.

Man merkt es an vielen Kleinigkeiten.

Vom frühen Morgen an schon stieg eine dicke Rauchsäule aus Pers Holts Schornstein empor, als stünde etwas ganz besonderes auf dem Feuer. Und die Kinder roten sich mit Vorliebe vor Pers Tür zusammen. Von beiden Seiten kommen sie herangeeilten oder auch gelaufen, als dächten sie an gar nichts und hielten nur so zufällig inne. Sie gehen in den Hof, dann hinaus auf den Weg, dann an Pers Tür vorbei, dann wieder in den Hof gegenüber, wieder auf den Weg hinaus und wieder an Pers Tür vorbei. Auf diese Weise bewegen sie sich unausgesetzt in Form einer 8, in deren Mitte Pers Holts Wohnung liegt.

Und kommen sie an der Tür vorbei, so haben sie nur Augen, Ohren und Gedanken für das, was da drinnen vorgeht. Sie horchen, spähen und riechen, um womöglich einen Laut, einen Schimmer oder einen Duft aufzufangen.

Schon lange hat man von dem Lauffest gesprochen, das Pers heute abhalten will. Auch heute wieder stehen die Weiber an den Häusern und unterhalten sich über diese Begebenheit.

Vierzehn Personen sind zu dieser Festlichkeit eingeladen, und es soll süße Gerstentuppe und Kalbsbraten geben.

„Sie müssen sich's ja leisten können!“ sagt Bolette und steckt die Nase in die Luft.

„Oh, Pers und Sophie sind ja noch junge Leute“, bemerkt eine ältere Frau entschuldigend, „und dies wird wohl das einzige Fest sein, das sie in ihrem Leben feiern!“

„Ja, derlei hört nachher von selber auf“, seufzt eine andere.

„Wer ihm wohl Kredit gegeben hat?“ fragt eine Dritte.“ Die Frau des roten Jensees sagt keinen Ton; ihre Augen liegen Bleiknöpfen gleich in dem grauen, unbeweglichen Antlitz.

Amalie aber meint, es bestehe ein Unterschied zwischen Per und den andern.

Diese Bemerkung gibt Veranlassung zu einigen scharfen und spitzfindigen Worten, die die Weiber auseinandertreiben.

Die Männer gehen ruhig und verantwortungsvoll umher und denken an das, was der Tag ihnen bringen wird. Es ist ja außerordentlich selten, daß ihre eintönige Existenz durch irgend etwas unterbrochen wird.

Per Holt kommt in der Vormittagssonne einen Augenblick zum Vorschein in seinem Hochzeitsanzug, der jetzt voller Flecken ist und recht mitgenommen aussieht. Mit seinem gesunden Körper, seinen strahlenden Augen und seinen prachtvollen Zähnen sieht er aus wie ein Mensch, der Freude am Leben hat. Und vermutlich denkt er, daß die Gylldholmer Häusler auch dann und wann ein Fest feiern können.

Er tritt in die Küche, wo Sophie und des großen Pauls Waren atemlos und rot vor Eifer schwitzen. Er lächelt allen Papierdüten mit den Kolonialwaren und dem Brantweinfrug und den Rumflaschen zu. Er findet, es ist reichlich viel da. Der Höker in Felling wollte ihm auch nicht alles kreditieren, aber dann gab ihm den Rest der Kaufmann in Derum. Und das Kalb bekam er auf dem Gute. Es ist reichlich viel da, findet er.

Per zündet seine Pfeife an.

Sophie bewegt ihren schlanken, biegsamen Körper etwas lässig, aber Waren schlägt energisch aus nach allen Seiten. Es gibt viel zu tun. Vierzehn Teller müssen geliechen werden, vierzehn Löffel, vierzehn Paar Löffel, vierzehn Paar Messer und Gabeln und außerdem noch Schüsseln und Töpfe. Etwas muß hier geborgt werden und etwas da, lauter verschiedene Dinge, blaue Teller, weiße und grüne und zinnerne Löffel und Hornlöffel durcheinander, und dann muß man noch froh sein, in den Häusern soviel einigermaßen ordentliche Sachen zusammenkratzern zu können. Ja, es gibt noch viel zu tun.

(Fortf. folgt.)

Die Hand der Welt.

[Schluß]

Von Helen Keller.

Meine Nachforschungen über die Blindheit führten mich Schritt für Schritt weiter in die Welt der Industrie. Und was für eine Welt das ist! Wie verschieden von der Welt meiner Vorstellungen! Ich sehe mich unbarmherzig in eine Welt der Tatsachen verpflanzt, in eine Welt voll Elend und Erniedrigung, voll Blindheit, Verschrobenheit und Sünde, in eine Welt, die sich im Streit befindet mit den Elementen, mit dem Unbekannten, mit sich selbst. Wie sollte ich diese Welt der rauhen Wirklichkeit in Einklang bringen mit der heiteren Welt meiner Einbildung. Mein Dunkel war durch den Lichtstrahl der Intelligenz erhellt worden und sieh! — die taghelle Außenwelt stolperte und tastete umher in sozialer Blindheit! Zuerst war ich sehr unglücklich, aber gründlichere Studien gaben mir wieder Vertrauen. Während ich die Leiden und Lasten der Menschheit kennen lernte, ging mir wie nie zuvor ein Licht auf über die Lebenskraft, welche die Nacht der Finsternis überdauert hat, über jene Kraft, die zwar nie den vollen Sieg davontreibt, doch stets erobert. Schon die Tatsache, daß wir uns hier auf Erden immer noch im Kampfe gegen die Heere der Vernichtung befinden, beweist, daß der Verlauf der Schlacht im großen ganzen zugunsten der Menschheit war. Das große Herz der Welt hat sich der großen Aufgabe, die Gott ihm gestellt hat, gewachsen gezeigt. Enttäuscht, aber immer ausdauernd, an sich selbst verzweifelnd, aber immer wieder Glauben fassend, unversagt und treu ringt das Menschenherz dem unermesslich fernem Ziel entgegen. Weder durch äußere Hemmungen, noch durch innere Qualen entmutigt, hört das Herz auf eine verborgene Stimme, welche flüstert: „Sei getrost, in der Zukunft liegt das verheißene Land“.

Wenn ich an all die Wunder denke, welche die Menschenhand vollbracht hat, freut und erhebt mich der Gedanke. Es scheint das Bild und die treibende Kraft der Hand zu sein, die uns alle aufrecht hält. Wir sind ihre Geschöpfe, ihre Triumphe, die sie durch alle Zeiten seit der Geburt des Menschengeschlechts immer aufs neue gefeiert hat. Nichts auf Erden ist so erschütternd und so schrecklich, als die Kraft unserer eigenen Hände uns zu erhalten oder uns zu verderben. In jeder Handlung des Menschen lebt und offenbart sich die Hand, schaffend und zerstörend, ein Werkzeug der Ordnung und Verwüstung. Sie entfernt einen Stein, und die Erde ebnet sich wieder. Sie bricht eine Scholle, und neue Schönheit spricht empor, in Gestalt von Früchten und Blumen und das Meer der Fruchtbarkeit überflutet die Wüste.

Mit unsern Händen heben wir einander empor auf die Höhen

des Wissens und der Vollendung und stoßen uns mit denselben Händen gegenseitig in die Tiefe. Ich habe einmal neben einem Geschütz gestanden, von dem man mir sagte, daß es in wenigen Minuten eine Stadt mit allen ihren Einwohnern vernichten könnte. Als ich hörte, wieviel dieses Geschütz kostet, dachte ich: „Die Arbeit, die an dieses Geschütz vergeudet wurde, würde genügen, um eine Stadt mit sauberen Straßen und gesunden Wohnungen zu bauen. O irreführte Hände, die ihr euer eigenes Gebilde zerstört und das Ebenbild Gottes entstellt! Ihr wunderbaren Hände, die ihr verwundet und verbinden könnt, Schmerzen verursacht und lindert und alles Weh erduldet, in unbegrenztem Unterfangen triumphiert! Was auf Erden gleicht den Händen in ihren Möglichkeiten von Gut und Böse? So viel von seiner Schöpferkraft hat Gott in uns gelegt, daß wir aus dem Menschen ein Wesen mit starken Sehnen und schönen Gliedern machen oder daß wir ihn zerknittern können, sein lebendiges Herz und seine lebendigen Hände in der Mühle der Not zermahlen. Diese Kraft gibt mir Vertrauen. Aber da sie so oft mißbraucht wird, ist mein Vertrauen mit Unzufriedenheit gemischt.“

„Wie kommt es“, fragte ich, indem ich mich wegen einer Antwort an die moderne Literatur wandte, „wie kommt es, daß so viele Arbeiter in unsagbarem Elend leben?“ Sie haben mit ihren Händen große Städte gebaut und sind nicht einmal des Daches über ihrem Kopfe sicher. Mit ihren Händen haben sie Minen erschlossen und mit der Kraft ihres Körpers den vergrabenen Sonnenschein toter Wälder hervorgezogen, und sie frieren doch. Sie sind wegen Diamanten und Gold ins Innere der Erde hinabgestiegen und feilschen um einen Laib Brot. Sie bauen mit ihren Händen Tempel und Paläste und ihre eigene Wohnstätte ist ein überfüllter Raum in einer Mietskasernen. Sie pflügen und säen und füllen unsere Hände mit Blumen, während ihre eigenen Hände voll Spreu sind.

In unseren Mühlen, Fabriken und Bergwerken werden menschliche Hände zusammengetrieben, um zu graben, zu spinnen, um die Maschinen zu versorgen, die sie gebaut haben, und die Erzeugnisse der Maschinen gehören nicht ihnen, Tag für Tag müssen die bloßen Hände, ohne Schutz, ohne Ruh, unter gefährlichen und unreinlichen Bedingungen die Maschinen bedienen. Tag für Tag müssen sie das Wenige, was sie vom Leben erhaschen können, mit festem Griff packen, bis sie hartherzig und brutal werden. Noch immer mehrten sich die Anzeichen der Arbeitslosigkeit der Hände und die Zahl der Hände, die sich gegenseitig im Kampfe fassen, wächst gewaltig. O bedauernswerte Blindheit! Wie närrisch sind doch die Menschen, die nicht nur jedes feinere Rechtsgefühl verlegen, sondern auch gegen den gesunden Menschenverstand sind. Wie können die Hände, die jene „Mauretania“ gebaut haben, so schwach werden, daß sie sich nicht einmal vom Tode des Ertrinkens retten können? Wie können unsere Hände, die um den ganzen Erdball die Eisenbahnschienen gelegt und den Telegraphendraht gespannt haben, so verkürzt werden, daß sie sich nicht selbst befreien können?

Wie kommt es, daß arbeitswilligen Händen das Recht auf Arbeit verweigert wird und daß die Hand des Menschen dem Menschen feind ist? Auf das Geheiß einer einzigen Hand regen sich tausend Hände, um zu schaffen, oder bleiben untätig. In Stammen darüber, daß Hände, die nichts geleistet haben, so hoch bewertet und durch Ansehen ausgezeichnet werden. In der einen Stadt ruht die Textilindustrie und den Leuten fehlt es an Schuhen. Fünfzig Meilen davon entfernt, in einer anderen Stadt, stehen die Schuhfabriken stille und den Leuten fehlt es an Kleidern. Zwischen diesen beiden lahmgelegten Produktionskräften sind die Notierungen von Gewinn und Verlust, die man den Markt nennt. Die Käufer der Kleider und Schuhe auf dem Marke sind die Arbeiter selbst, aber sie können nicht kaufen, was ihre eigenen Hände angefertigt haben. Liegt nicht eine Ungerechtigkeit darin, daß die Hand der Welt, anstatt dem Willen der Arbeiter unterworfen zu sein, durch die blinde Macht der Notwendigkeit gezwungen ist, dem Willen der Wenigen zu gehorchen? Und wer sind diese Wenigen? Sie sind selbst die Sklaven des Marktes und die Opfer zwingender Verhältnisse.

Gedrängt durch die Auswüchse, die sie krank machen und befähigt durch ihre bewährten Eigenschaften der Verjüngung und Harmonie muß die menschliche Gesellschaft einem Zustand entgegengehen, in welchem alle Hände arbeiten und jede Hand die Früchte ihres Fleißes ernten wird, nicht weniger und nicht mehr. Dies ist die dritte Welt, die ich entdeckt habe. Aus einer Welt der Träume war ich in eine Welt der Wirklichkeit gestürzt und tauche nun in einer menschlichen Gesellschaft auf, die zwar immer noch ein Traum ist, aber doch in der Wirklichkeit wurzelt. Die Verhältnisse, in denen wir heute leben, werden uns sicher zum Freistaat der Zukunft führen. Da wird auch Streit herrschen, aber kein zweckloser, selbstverwundender Streit. Da wird es auch Konkurrenz geben, aber keine seelenzerstörende, händeverkrüppelnde Konkurrenz. Es wird nur ein ehrlicher Wettstreit in angestrebter, gemeinsamer Arbeit sein. Da wird es nicht an trefflichen Beispielen zur Nachahmung fehlen und an guter Kameradschaft zur Erheiterung und zur Erleichterung der Bürde des Lebens. Jede Hand wird das ihrige tun bei der Beschaffung von Nahrung, Kleidung und Wohnung, sowie bei der Befriedigung der übrigen wichtigen Bedürfnisse des Menschen, so daß, wenn Armut kommt, alle gleichmäßig daran tragen und daß, wenn das Glück lächelt, sich alle in seiner Wärme sonnen können.

Solche Zeiten hat es in der Geschichte der Menschheit schon gegeben. Die menschliche Natur hat sich zu einem derartigen Zu-

sammenschluß fähig gezeigt. Die früheren kommunistischen Gesellschaften, von denen uns die Geschichte berichtet, hatten aber primitive Produktionsmethoden — halbzivilisierte, wie wir sagen, die wir unsere heutige Art zu leben Zivilisation zu nennen wagen. Das kommende Zeitalter wird kompliziert sein und wird bei den Methoden, zu denen es nach langen Kämpfen durch Tyrannei und heftige Rivalität wegen des Besitzes gelangt ist, nichts Wertvolles ungenutzt lassen. Der Menschenhand ist die höchste, vornehmste und wunderbarste Aufgabe gestellt, die Unterwerfung aller Naturkräfte unter den Geist des Menschen, die Unterwerfung aller physischen Kraft unter die Macht des Geistes. Wir sind noch weit entfernt von diesem erhabensten aller Triumphe der Hand. Ihrer Streitmacht fehlt es noch an Disziplin und Organisation. Die Glieder der Welt müssen zuerst wieder geheilt werden. Damit kein Glied zu leiden hat und keines die andern knechten kann, muß der Wille der Massen selbstbewußt und auf verständnisvolle Weise geeinigt werden. Dann wird die Hand — die Lebenskraft des Menschen, die Gestalterin der Welt — die unumschränkte Herrschaft über die Maschine gewinnen, mit der sie so lange verwechelt wurde. Dann werden alle in Ueberfluß leben und keine Hand wird mehr um Schutz stehen gegen den Arm des Mächtigen. Dann wird die Hand der Welt vollbracht haben, was sie heute nur dunkel symbolisiert: Die Aufrichtung und Verjüngung des Menschengeschlechts, alles Hohe und Schöpferische im Menschen.

Uebersetzt
von A. Büchle.

Das Salvarsan.

Die große Erregung, die durch jüngst geschehene Angriffe des Polizeiarztes Dr. Dreuw gegen das Salvarsan (Chrlsch-Data 606) in der Öffentlichkeit veranlaßt wurde, erscheint nach den Vorstellungen, die sich das Laienpublikum von diesem Präparat gemacht hat, durchaus berechtigt.* Als im Jahre 1909 Professor Ehrlich sein von ihm und seinem Mitarbeiter, dem Japaner Hata, entdecktes Mittel in die medizinische Praxis einführte und als die ersten Erfolge damit erzielt wurden, erhob sich trotz aller Warnungen von seiten der besonnenen Ärzte ein Jubel im ganzen Blätterwald darüber, daß nun eine der furchtbarsten Volksleiden, die Syphilis, für die Menschheit ihre Schrecken verloren habe. Man kann hierbei einen Teil der Ärzteschaft von Schuld nicht freisprechen, diese Meinung gefördert zu haben. Ließt man heute die enthusiastischen Berichte, die auch von ärztlicher Seite — nicht nur in der medizinischen Fachpresse — sondern auch in den Tageszeitungen veröffentlicht wurden, so kann man es verstehen, daß eine derartige Anschauung im Publikum Boden gefunden hat. Geheimrat Ehrlich hat sicherlich an diesen Vorgängen keine Schuld. Er hat in den ersten zwei Jahren sein Mittel mientgeltlich nur einer Reihe von Krankenhäusern und Spezialärzten zur Verfügung gestellt. Daß er bei seiner Auswahl dieser Bevorzugten nicht immer glücklich war, ist ihm gerade von den Ärzten oft — allerdings wohl manchmal mehr aus Konkurrenzneid gegen die glücklichen Kollegen, die bevorzugt waren und die monopolisierte Anwendung des Mittels als eine lukrative Einnahmequelle benutzten — verübelt worden und Professor Ehrlich wird wohl nachträglich selbst, wenn er Veröffentlichungen in der Tagespresse las, zu dieser Anschauung gekommen sein. Jedenfalls aber soll bei seinem Vorgehen nicht das Bestreben verkannt werden, sein Präparat erst gründlich prüfen zu lassen, bevor er es der Ärzteschaft zur allgemeinen Verwertung freigab.

Und diese Ansicht war auch durchaus am Platze! — Handelt es sich doch bei dem Salvarsan bzw. dem jüngeren Bruder desselben, dem Neosalvarsan, um Verbindungen des Arsens, einer chemischen Substanz, die von eminenter Giftigkeit für den menschlichen Organismus ist.

Der Gedanke, das Arsen bei der Behandlung der Syphilis anzuwenden, ist durchaus nicht neu; ist doch das Arsen ein uraltes Heilmittel, das bei den verschiedensten Krankheitszuständen mit Erfolg angewandt wird. Und wenn es bei der Syphilis bisher versagt hatte, so lag das eben daran, daß es nur hier in solchen Dosen wirksam sein konnte, die gleichzeitig erhebliche Giftwirkung hervorgerufen. Man bemühte sich nun chemische Verbindungen des Arsens herzustellen, die nicht diese starke Giftigkeit besäßen. Anfang dieses Jahrhunderts glaubte man im Atorpl dieses Ziel erreicht zu haben und in Pariser Hospitälern wurde dieses Präparat bei der Syphilisbehandlung — ich glaube seit 1906 — angewandt; ich habe selbst im Hospital St. Louis bei Prof. Gallopeau u. a. 1907 eine Reihe von Patienten gesehen, bei denen die syphilitischen Erscheinungen nur durch Atorplbehandlung beseitigt wurden. Bald aber stellten sich erhebliche Schädigungen als Folgen ein, von denen nur die Erblindung genannt sei. Man gab daher diese Methode bald auf. Ehrlich selbst glaubte in seinem „Arsacetin“ vor einer Reihe von Jahren ebenfalls ein wirksames und weniger giftiges Arsenpräparat gefunden zu haben, mußte aber bald erkennen, daß die schädlichen Nebenwirkungen desselben so stark waren, daß er selbst die Unbrauchbarkeit des Mittels zugab und es verließ. Durch konsequentes wissenschaftliches Forschen gelangte er endlich zum Salvarsan, der 606. chemischen Arsenverbindung, die er

und seine Mitarbeiter zu diesem Zwecke durcharbeitete. In dieser fand er das Mittel, das eine genügende Arsenwirkung entwickelte, um die Spirochäten, die Erreger der Syphilis, im Organismus abzutöten, ohne andererseits bei vorzüglicher Anwendung den Organismus zu schädigen. Es ist schon erwähnt worden, wie vorsichtig Ehrlich zu Werke ging, bevor er es der Ärzteschaft allgemein zur Behandlung freigab. Viele, viele Tausende von Patienten in aller Herren Länder waren vorher mit Salvarsan behandelt worden, zehntausende von Einspritzungen wurden damit gemacht und die erzielten Erfolge — allerdings oft in überhöflicher und kritischer Weise — veröffentlicht, bevor die Freigabe erfolgte. Es stellte sich allerdings bald heraus, daß die wissenschaftliche Hypothese, die Ehrlich für sein Präparat angenommen hatte, falsch war: er glaubte, durch die Zufuhr des Salvarsans sämtliche Syphilis-erregenden Spirochäten mit einem Schläge abtöten und so den Körper vor seinen furchtbaren Feinden, die man nach den alten Behandlungsmethoden wohl zurückschlagen, aber nicht vernichten konnte, befreien zu können. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit aber stellte sich heraus, daß diese Theorie von Ehrlich falsch war, es gelang wohl, in einzelnen Fällen dieses Resultat zu zeitigen, in den meisten Fällen aber traten nach mehr oder weniger kurzer Zeit wieder Erscheinungen von Syphilis auf, und zwar hat es den Anschein, als ob die Wirkungsdauer des Salvarsans kürzer war, als die einer energiegelichen Quecksilberbehandlung. Damit war leider der schöne Traum zerstört, daß das Salvarsan eine neue Dauerheilung der Syphilis bewirkte. Es muß jedoch betont werden, daß immerhin eine Reihe von Patienten, die mit Salvarsan bzw. in Kombination mit Quecksilber behandelt waren, geheilt, d. h. bis zum heutigen Tage einige Jahre hindurch frei von Erscheinungen von Lues geblieben sind, wobei man auch vernünftiger Weise die Blutuntersuchung nach Wassermann keine Anzeichen von Syphilis im Blute nachweisen konnte. Allerdings handelte es sich um Patienten, die im allerersten Beginn der Erkrankung in Behandlung traten, wo es sich also noch eigentlich um mehr eine lokale und nicht allgemeine Infektion des Organismus handelte. Aber solche Resultate sind früher mit der Quecksilberbehandlung allein kaum so einwandfrei nachweisbar erzielt worden. Jeder erfahrene Spezialarzt wird sich den Worten des bekannten Dreslauer Syphilitologen Prof. Kiefer anschließen, der da sagt, daß er und mit ihm fast alle deutschen und auswärtigen Kliniker es für ein Unglück und einen Rückschritt halten würde, wenn man versuchen wollte, das Salvarsan aus der Syphilisbehandlung auszuschließen!

Es war natürlich falsch und eine kritische Uebertreibung, die sich viele ärztliche Beobachter vor einigen Jahren zuschulden kommen ließen, als sie nun behaupteten, daß das Salvarsan fast immer Wunder bewirkte und sich immer der alten Quecksilberbehandlung überlegen zeigte. Sie vergaßen nur zu schnell in der Bewunderung des Neuen die jahrhundertlangen Erfahrungen, die man — und sicherlich auch sie selbst — mit der Quecksilberbehandlung erzielt hatten — vielleicht wohl auch deshalb, weil das Salvarsan in denjenigen — nicht allzu zahlreichen Fällen gewirkt hatte, in denen das Quecksilber versagte, vielleicht auch, weil zweifellos die Wirkung des Salvarsans oft verblüffend schnell zutage trat. Und das führt uns zu den Vorzügen, die man heute von sachkundiger Seite beim Salvarsan anerkennt und die zur Feststellung der Judikationen für dasselbe geführt haben (d. h. zur Feststellung derjenigen Krankheitsfälle bzw. Symptome, in denen es nach dem heutigen Stande der Wissenschaft angewendet werden muß). Zunächst kommen die Anfangsstadien in Betracht, d. h. diejenigen Fälle, in denen die Syphilis im allerersten Beginn ist, also im Stadium des „harten Schankers“, und dann die Erscheinungen auf den Schleimhäuten besonders im Munde usw., die sehr ansteckend sind und wobei eine möglichst schnelle Beseitigung zu erzielen ist. Auf die übrigen Anzeigen für die Salvarsanbehandlung sei hier nicht eingegangen. Daß man die Salvarsanbehandlung in allen diesen Fällen mit einer energiegelichen Quecksilberbehandlung verbindet, ist bereits erwähnt worden. Man geht dabei im Kampfe gegen die Syphiliserreger ebenso wie in der Schlacht vor, in der der Truppenbefehlshaber ja auch nicht nur mit der Infanterie, sondern mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffengattungen dem Feind zu Leibe geht!

Die jüngsten Angriffe von Dr. Dreuw in Berlin, die derselbe merkwürdigerweise in einer die Tagespresse bedienenden Korrespondenz veröffentlichte, werfen nun für den oberflächlichen Beurteiler von heute wohl allgemein bestehende und oben skizzierte Anschauungen über den Haufen! — Halten diese Angriffe aber einer wissenschaftlichen Kritik stand? — Mich bedünkt: „nein!“ — Es soll hier nicht untersucht werden, ob die 274 Todesfälle infolge Salvarsanbehandlung tatsächlich durch das Medikament und nicht durch eine fehlerhafte Methode oder sonstige komplizierende Momente bedingt wurden, das ist ein Streit, der vor die Fachleute und nicht vor das große Publikum gehört! Aber sogar die absolute Richtigkeit dieser Zahlen zugegeben, würde das bei dem zweifellosen Fortschritt, den das Salvarsan in der Luesbehandlung gebracht hat, bei den Millionen von Einspritzungen, die damit in aller Herren Länder gemacht wurden, so erheblich ins Gewicht fallen, daß man nun von der Salvarsanbehandlung Abstand nehmen sollte? — Jede neue Behandlungsmethode erfordert leider Opfer, wollte man darum den enormen Fortschritt der Röntgenbehandlung, der Radium- und Mesothoriumtherapie verwerfen, weil damit bisweilen auch erhebliche

*) Inzwischen ist auch im Reichstage bereits eine kurze Anfrage erfolgt.

Schädigungen bei Patienten und auch bei den behandelnden Ärzten hervorgerufen wurden und werden?

Es soll hier nicht untersucht werden, ob das Salvarsan als solches oder das Wasser, das zur Herstellung der Injektionslösung gebraucht wird, wie von anderer Seite behauptet wird, oder andere Momente die schädlichen Nebenwirkungen, die zweifellos bei der Salvarsanbehandlung beobachtet werden, hervorrufen. Und wenn Herr Dr. Dreuw und das Häuflein seiner ärztlichen Meinungs-genossen behaupten wollen, daß Ehrlich und die überwiegende Menge der Ärzte, die das Salvarsan anwenden, dasselbe als ein harmloses Mittel wahllos anwenden, so dürfte das eine Irreführung der öffentlichen Meinung sein. Sowohl von Ehrlich und seinen Mitarbeitern wie auch von den unzähligen Ärzten, die das Salvarsan anwenden, werden bestimmte Vorsichtsmaßregeln und Vorschriften gefordert und beobachtet. Man weiß bereits heute, daß das Salvarsan bei bestimmten Komplikationen und Schwächezuständen, z. B. bei bestehenden Herzkrankheiten usw. nicht angewandt werden darf, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß wir noch mit der größeren Erfahrung auch die jetzt noch bestehenden schädlichen Nebenwirkungen des Salvarsans einschränken werden.

Wenn Dr. Dreuw keine anderen gewichtigeren Beweise für die von ihm behauptete Gemeingefährlichkeit des Salvarsans vorbringen kann, als er es bisher getan, so wird das an der heute bestehenden Meinung von der nützlichen, wenn auch beileibe nicht allein seligmachenden Wirkung der Ehrlichschen Erfindung wenig ändern.

Dr. Hajes.

Unten und oben.

Ich wohne hoch im Dachstuhl. Und das geht ja eigentlich niemand etwas an. Denn jeder Mensch hat seine Freude für sich. Ebenso wie ich, wenn mich am Fensterhans früh die gurrenden Tauben weden und die dunkelgrünen Tannen des Nachbarn mir zuerst verraten, ob's regnet oder nicht. An ihrem Glanz kann man erkennen, an ihren Wliden, ob die Sonne kommt.

Die Tannen sind prächtig hoch. Sie reden weit über den Dachstuhl des zweistöckigen Hauses hinaus. Stolz gebaut, sind sie auf dem Wege zu den guten, marktwerten Jahren; und indem ich mich ihrer kräftigen Schlantheit freue, fällt mir ein Lied ein, das ich schon fast vergessen habe. Ich summe es leise in den frischen, klaren Morgen, die Tauben begleiten mich einige Akorde tiefer, dazwischen klingt das Lachen und Schwätzen der Kinder von der Straße herauf.

Ich summe mein trauriges Lied fröhlich, im Tanzakt immer wieder vorne anfangend, bis zum Schluß: Das Lied vom Wanderer und der Mühle . . .

Die Tannen stehen unbeweglich; der Morgen bringt den Tag — ein Wlad voll Sonnenschein: ein tausendfacher klarer Herbstmorgen voll ahnungsschwerer Dufte und Farbenschimern aus den rostgoldenen Birken und Kastanien am Berge.

Das ist hoch oben im Dachstuhl.

Von unten klingt ein anderes Lied. Ein Hämmern, Klopfen, Sägen, dazwischen auch manchmal ein Fluch. Der Schreinermeister, mein Hauswirt, ist schlecht gelaunt, denn der Lehrbub ist noch ungeschickt und denkt manchmal neben den Hobel hinaus an andere Dinge. In Wirklichkeit ist es etwas anderes, was der Unlust Vorspann leistet. Man spricht nicht viel, aber man sieht's.

Schlechte Zeiten!

Troydem hämmert's und sägt's da unten, summt's und klopft's, als gelte es die Ausstattung des Imperators in drei Tagen. Da ich nun mal neugierig bin, steige ich hinunter; was ich ja so wie so tun muß, weil der Vriestträger da war.

Ich grüße den Meister: „So viel zu tun?“

„Nein, gar nichts zu tun. Wir arbeiten bloß ein bißchen auf Vorrat, für's Armenamt.“

Wir gehn auf den Hof, da steht der Vorrat. Lauter sechsedige, einfache Kästen. Einer über dem andern, in allen Größen, einer gleich dem andern.

„Sie werden bloß noch schwarz angestrichen“, sagte er und geht gallig lächelnd wieder an seine Säge. Es fällt Stück zu Stück, auf Vorrat.

Ich bleibe noch ein bißchen bei den Kästen stehen. Sie hocken aufeinander, stumm wie die Familie Schicksal, und rühren sich nicht. Und doch ist es mir, als ob sie reden könnten, als ob einer von ihnen sage: Ich warte auf einen, der dem Hunger entflieht, noch einmal wie ein in die Enge gekehrtes, geschossenes Wild um Hilfe köreit und dann untertaucht im Stadtbach, grinnig in die Söhlinge schlüpft, oder sich die Pistolenmündung an die Stirne setzt.

Und ein anderer: Ich warte auch. Aber ich habe warten gelernt, und was ich will, entgeht mir nicht. Meine Beute ist mir sicher. Vielleicht fährt man mich eines Tages zwischen Nacht und Dämmerung in einen düstern Hof. Nach einer langweiligen Nacht, in der aus einem schmalen Fenster ein schwaches Licht und ein stichhartes Weinen hinausfährt in die Dunkelheit, klingt in der Frühe eine jämmerlich dünne Glockenklingel. Man schleppt einen heraus, dem fast die Augen vor dem Kopfe tanzen. Geronen hin und her, ein glücksender Schrei, das Weil fällt, und ich habe ihn. Wir wandern zusammen, er ohne Kopf und ich ohne Schmutz, hinab in die Erde, zu der wir beide verflucht sind.

Und wieder ein anderer dieser Kästen wartet auf einen, der

heimatlos im Straßengraben endet. Ein anderer auf einen, der im Armenhause starb. Der auf diesen, der auf jenen. So wartet jeder auf den seinen. Alle warten sie, lauern auf die, denen das Schicksal einen Fußtritt gab. Warten auf alle, die die Not ruft und dann hab' und gutlos, lang- und langlos in ihrem schwarzen, schmutzigen Gewand zur Erde steigen, zu der sie verflucht sind.

Darauf lauern sie, diese sechsedigen Kästen — Armenkäste genannt, die in der Zeit der Not auf Vorrat aus der Säge fallen. Sie warten, denn sie wissen, daß die Not, in der sie geboren, für die sie gewachsen, ein sicherer Zutreiber ist. Und so stehen sie da, neben- und aufeinander, schwarz gähnend wie der Wlad der Sorge, und warten. . .

Oben hinter dem Schuppen girren die Tauben im frucht-schwangeren Hollunderstrauch, auf der Straße jubeln, zanken, weinen und lachen die Kinder. Vom Nachbarhof winken die traum-schwankenden Tannen. Es gibt mir einen Aud. Worauf wartest du? — An die Arbeit! Schaffe, sorge! Hörst du nicht? — Es ruft der Tag — Es ruft die Not. . .

Und die alten Verse beginnen neu wie von selbst zu summen, die Verse vom Wanderer in der Mühle:

Zwei Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herz so schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich fallen,
Da ging das Rad nicht mehr. . .

Julius Zerfab.

Kleines Feuilleton.

Geologisches.

Findlinge im Grunewald. Vor einigen Tagen ist im Grunewald bei den Erdarbeiten für die Automobilverkehrsstraße ein mächtiger erratischer Block ans Tageslicht gebracht worden. Der Fels ist zwar nicht so groß, wie der Findling, der bei dem Bau der zur Untergrundbahn gehörenden Dahlemer Einschnittbahn zwischen den Stationen Dahlem-Dorf und Thielplatz bloßgelegt wurde und der einen Durchmesser von zwei Metern aufweist, immerhin besitzt aber der jüngst zutage gebrachte Block mit einer Länge von 1½ Metern sowie einer Höhe und Breite von je einem Meter eine ganz respectable Größe. Als Denkmal der grauen Vorzeit soll dieser Stein an der Einfahrt der neuen Straße aufgestellt und mit einer Inschrift versehen werden. Ebenso soll der Dahlemer Felsblock in der Nähe der Fundstelle als Naturdenkmal aufgerichtet werden.

Man hat schon früh erkannt, daß die großen Steinblöcke, die man in beträchtlicher Zahl in der norddeutschen Tiefebene, besonders aber in der Mark Brandenburg antrefft und von denen noch viele verborgen unter der Erdoberfläche lagern, mit der Struktur des Bodens dieser Gegenden nichts zu tun haben, und man hat ihnen daher den Namen „Findlinge“ gegeben.

Wie die Steine in unsere Gegend gelangt sind, konnte man sich freilich lange nicht erklären, erst die wissenschaftliche Forschung hat die Aufklärung des Rätsels gebracht. Wir wissen jetzt, daß in der Eiszeit mächtige Felsblöcke, die den schwebischen Gebirgen entstammten, durch Riesengletscher, die über das gänzlich vereiste Norddeutschland ihren Weg nahmen, in unsere Breiten gebracht worden sind. Bei sehr vielen Findlingen läßt sich aus der eigenartigen Beschaffenheit des Gesteins genau die Gebirgsgegend feststellen, der sie entstammen. Die meisten dieser Felsblöcke wurden auf dem einige hundert Kilometer langen Wege durch den Druck der Gletschermassen zertrümmert; von diesen rühren die vielen Feldsteine her, die sehr oft dem Landmann beim Pflügen zum Verrger gereichen.

Die aus dem härtesten Gestein bestehenden Blöcke trotzen der Zerkünderung und sie bewahrten ihre Größe bis zum heutigen Tage. Als man in der Mark den Ziegelbau noch nicht kannte, wurden die Findlingssteine zum Bau der Kirchen benutzt. Die Grundmauern der ältesten Berliner Kirchen, der Nikolaitirche, der Marienkirche und der Heiligen Geist-Kapelle sowie der frühesten Dorfkirchen der Mark sind Findlingsmauern. Die älteste dieser Kirchen, die ehemalige Tempelkirche in Marienfelde ist ganz aus granitnen Feldsteinen erbaut. Die größten Wanderblöcke, die man in der Mark Brandenburg antrefft, sind die beiden Mark-gra-f-e-n-s-t-e-i-n-e in den Nauenschen Bergen bei Fürstenwalde. Der größere von beiden, der einen Umfang von fast 30 Metern hatte und 8½ Meter über den Erdboden emporragte, ist leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden. Der Vantat Gantian ließ von ihm im Jahre 1827 auf Geheiß des Königs Friedrich Wilhelm III. mehrere Stücke abprägen. Aus dem größten dieser Stücke wurde an Ort und Stelle die Nauenische angefertigt, die sich jetzt im Berliner Lustgarten befindet. Es war eine schwere Arbeit, die 1500 Zentner schwere Granitstücke von den Nauenschen Bergen nach der Spree zu schaffen und sie von dort mit einem Spreelahn nach Berlin zu befördern. Andere Stücke des großen Markgrafensteines dienen zur Herstellung der Friedenssäule, die auf dem Belle-Alliance-Platz errichtet wurde, und der Siegessäule, die im Babelsberger Park aufgestellt sind. Aus einem vierten Stück wurde ein Tisch angefertigt, der auf der höchsten Erhebung der Nauenschen Berge seinen Platz fand.